

# Wofür es sich ins Theater zu gehen lohnt: Sarah Hieber

**Senssemble** In dem Monolog „All das Schöne“ von Duncan Macmillan brilliert die Schauspielerin auf der Studiobühne.

VON CLAUDIA KNISS

Eiscreme, Wasserschlächten, die Farbe Gelb, länger aufbleiben dürfen und Sachen mit Streifen: lauter Dinge, für die es sich zu leben lohnt. Findet die Siebenjährige, deren Mutter gerade einen Selbstmordversuch gemacht hat, und will sie damit zum Leben motivieren. Der Beginn einer Liste, die sich irgendwann einer Million Einträgen nähert, und anhand der der britische Autor Duncan Macmillan in „All das Schöne“ die Biografie der Tochter erzählt. Immer wieder ergänzt sie während Pubertät, Studium, erster Liebe und eigenem Erwachsenwerden die Aufzählung um „Every Brilliant Thing“, so der Originaltitel. Praktisch jedes Programmheft aller Inszenierungen des auf deutschen wie internationalen Bühnen seit seinem Erscheinen 2013 beliebten Theatertextes zitiert den *Guardian*: „ein lebensbejahender Monolog über ein toderntes Thema“. Besser kann man den Text möglicherweise nicht beschreiben. Aber definitiv kann man ihn kaum besser spielen als Sarah Hieber.

Die Augsburger Schauspielerin brillierte mit „All das Schöne“ in der Regie von Sebastian Seidel (Assistenz: Lilli Samajdar) am Freitagabend erstmals am Senssemble. Die etwas kleinere und intimere Probebühne hat Birgit Linner für den 70-minütigen Monolog schlicht mit Scheinwerfern voller Post-its, einer Videokamera, zwei altmodischen Doppel-Theatersesseln und einem Kofferchen mit Requisiten ausgestattet. Darin findet sich die Wollsocke Friedolin, aus der die Schulpsychologin einen Hund werden lässt, um ganz 80er-Jahre-Pädagogik-Style mit dem Mädchen zu reden. Oder die Bücher, die sie und Uli hin und her tauschen, während sie sich verlieben.

Manchmal drückt Sarah Hieber eine der Requisiten jemandem aus dem Publikum in die Hand – und die passende Rolle dazu aufs Auge. Diese interaktiven Elemente sorgen für manche Talententdeckung im Publikum, berührende und urkomische Momente – und dafür, dass Hieber auch noch Stegreif spielen muss. Was sie ebenso mühelos und dabei intensiv bewältigt wie sämtli-

che anspruchsvollen darstellerischen Anforderungen des Monologs. Sie transportiert den naiven Kummer der Siebenjährigen ebenso wie die Wut des Teenagers nach dem zweiten mütterlichen Selbst-

mordversuch, das Alltag werdende junge Beziehungsglück genauso wie die Abwehr der Außensicht auf die eigenen psychischen Spätfolgen.

Außerdem deutet sie die anderen Rollen an, und das phänomenal gut



Sarah Hieber besticht in „All das Schöne“ – sie deutet eine Vielzahl von Rollen an und ist dabei in einem 70-minütigen Flow.

Foto: Michael Hochgemuth

und in einem Flow, der das Publikum in 70 Minuten durch mehrere Lebensjahrzehnte und sämtliche Emotionen von warmen Kindheits-erinnerungen über die Euphorie des ersten Kusses bis zum Erstarren beim Verlassenwerden lenkt. Hieber nutzt kleinste Nuancen der Gesichtsmuskulatur und ein umfangreiches Bewegungsvokabular, um innerhalb weniger Momente mimisch und körpersprachlich die Metamorphose hin zum mit sich selbst beschäftigten Vater zu vollziehen, oder zum Geliebten, der am Klavier stehend für die Freundin singt.

Es ist eine Coming-of-age-Geschichte, die auch anhand von Musiktiteln erzählt wird, die „damals“ jeweils angesagt waren oder für die Protagonisten eine Rolle spielen: Prince, „Purple Rain“, „Take On Me“ von A-ha, Amy Winehouse... Auch wenn Hieber ein nur imaginiertes Gegenüber, beispielsweise die Mutter, anspielt, tut sie dies mit derart intensiver Natürlichkeit und perfekt getimten Reaktionen, dass man die nicht Anwesende dort auf der Bühne sitzen spürt.

Das Mädchen ergänzt seine Liste,

vergisst sie manchmal eine Zeit lang in einem Karton oder einem Buch, dann wieder sprudeln die Einfälle. Bei der Mutter aber kommt sie nie wirklich an, diese korrigiert anfangs einfach nur Rechtschreibfehler, während die Tochter unglaublich schöne Lebensentdeckungen macht – Punkte wie „richtig gute Orangen“, „Tapete in einem Rutsch abbekommen“ oder „Steffi Graf“ – und wie nebenbei über den Umbau im Gehirn von Kindern depressionskranker Eltern erzählt. „Leichter oder schwerer, ich bin mir nicht mehr ganz sicher, aber anders“, erinnert sich das Mädchen im Stück an einen toten Hund.

So geht es einem nach der Vorstellung mit dem Thema Suizid. Und „anders“ ist in dem Fall gut. „Meine Stücke haben alle einen inneren Widerspruch, den ich nicht auflösen kann“, sagt der Autor über seine Dramen. Kein Problem, lieber Duncan Macmillan, Sarah Hieber übernimmt das für Sie! Listen-Eintrag Nummer eine Million und eins, wofür es sich zu leben (und ins Theater zu gehen) lohnt: Sarah Hieber in „All das Schöne“.